

ARTURO CHACÓN-CRUZ
DAS PORTRÄT

Ein Kn

Er ist einer der großen Aufsteiger der internationalen Opernszene. Von Plácido Domingo ent



istern in der Luft



deckt und gefördert, singt er im Januar den Werther in Rolando Villazóns erster Regiearbeit in Lyon.

Ihre jüngste Premiere war »La Bohème« in Liège. Der Rodolfo hat sich in den letzten Jahren zu einer Ihrer Paraderollen entwickelt. Die Puccini-Oper enthält Arien und Duette, die zu den populärsten des gesamten Repertoires gehören, die historischen Referenzen sind beeindruckend. Wird es einem jungen Sänger da nicht schon mal bang?

Das habe ich mir am Anfang auch gedacht. Man hat Luciano Pavarotti und Mirella Freni im Ohr, kennt José Carreras und Plácido Domingo. Aber als ich diese Partie dann zum ersten Mal auf der Bühne gesungen habe, konnte ich die Spannung spüren, mit der die Leute auf „Che gelida manina“ gewartet haben. Es lag ein Knistern in der Luft, und das obwohl oder gerade weil das Publikum das Stück so gut kannte. Diese Erfahrung habe ich bei weniger bekannten Werken nicht so sehr gemacht. Nicht umsonst ist der Rodolfo eine der schönsten, wenn nicht sogar die schönste Tenorpartie, die es gibt.

Lampenfieber haben Sie nicht?

Nein. Zwei Minuten bevor ich die Opernbühne betrete, bekomme ich einen Adrenalinschub, aber der hilft mir eher, mich zu konzentrieren. Es ist wie beim Sport: Adrenalin in Maßen gibt den gewissen Kick. Hat man zu viel, ist man komplett durcheinander. Es ist wichtig, den Mittelweg zu finden.

Der Rodolfo ist wohl die Partie, mit der man Sie auch im deutschsprachigen Raum am stärksten identifiziert. Wie erleben Sie das Publikum hier?

Ich war schon bei meinem Deutschland-Debüt an der Berliner Lindenoper beeindruckt, wie aufmerksam das deutsche Publikum war – und wie extrovertiert und begeisterungsfähig. Ich erlebe seitdem immer wieder, wie sehr sich die Deutschen auf eine Oper vorbereiten. In vielen südlichen Ländern geht man ins Opernhaus, um sich zu amüsieren und sich der Öffentlichkeit zu präsentieren. Nicht dass ich etwas gegen Entertainment hätte, auch das gehört zum Musiktheater. Aber viele Leute wissen dort überhaupt nicht, worum es eigentlich in dem Stück, in dem sie sitzen, geht. In Deutschland hingegen investiert man sehr viel Zeit in Kunst und Kultur. Auf einem Flug von Köln nach Berlin war einmal ein Sitznachbar von

mir so vertieft in seine Lektüre, dass ich ihn fragte, was er denn da für ein spannendes Buch lese. Er antwortete „Scènes de la vie de bohème“ von Henri Murger. Er wollte abends in Berlin in »La Bohème« gehen...

Wie ist das Publikum in Ihrer Heimat Mexiko?

Komplett anders. In Mexiko nimmt man die Oper zwar weniger ernst, aber das Publikum ist trotzdem fantastisch. Leider wird dort Oper nur verhältnismäßig selten gespielt. Ich kann mich nicht entsinnen, dass in meiner Heimatstadt Sonora, im Norden des Landes, mehr als zwei, drei Opernproduktionen in den letzten beiden Jahrzehnten aufgeführt worden sind. Das ist in Mexiko-City natürlich anders, aber auch dort fallen sehr oft Vorstellungen aus – aus wirtschaftlichen und auch aus politischen Gründen. Die Verantwortlichen setzten leider andere Prioritäten.

Sie haben Deutschland immer nur als Gastsänger kennengelernt. Was halten Sie vom Konzept des Ensembles?

Ich denke, dass das Ensemble jungen Sängern hilft, sich einen festen Grund und Boden für eine spätere Karriere aufzubauen. Man lernt sehr viel dabei. Das weiß ich von Bekannten; ich habe selbst nie in einem Ensemble gesungen, da ich es als Gastsänger eben genau anders herum mache. In der nächsten Spielzeit werde ich beispielsweise an der Bayerischen Staatsoper den Hoffmann singen. Darauf freue ich mich sehr. Es sind wirklich zwei komplett unterschiedliche Herangehensweisen.

Wo Sie den Hoffmann erwähnen: Wohin wird Sie Ihre Stimme in naher Zukunft führen?

Hoffmann ist schon eine gewichtige Partie, die ich zwar schon gesungen habe, die derzeit aber einen wichtigen Scheidepunkt in meiner Karriere darstellt. Ich bewege mich langsam, aber sicher in Richtung Spinto-Fach. In drei Jahren kommt der Cavaradossi. Ich möchte mein Verdi-Repertoire ausbauen und den Don Carlo und den Riccardo in »Un ballo in maschera« singen. Ich werde mich überraschen lassen, wie meine Stimme mit Partien wie Cavaradossi zurecht kommt. Macht sie nicht mit, werde ich sofort wieder den Rückwärtsgang einlegen und mich auf Par-

ten wie Rodolfo, Alfredo oder Werther konzentrieren. Bei meiner Stimme kenne ich keine Kompromisse.

Vor dem Hoffmann werden Sie aber im Januar als Werther in Lyon auf der Bühne stehen, und zwar beim Regiedebüt eines Ihrer Kollegen und Landsmannes, Rolando Villazón. Wie kam es zu dieser Zusammenarbeit? Kannten Sie Rolando vorher schon persönlich?

Ich bin Rolando zum ersten Mal schon vor zehn Jahren begegnet. Wir haben sogar gemeinsam auf der Bühne gestanden – ich als junger Bariton in der Partie des Marquis aus »La Traviata«, er als Alfredo. Das war in Mexiko-City. Danach sind wir uns regelmäßig über den Weg gelaufen, einmal in New York, als ich bei einem Konzert in der Carnegie Hall mitgewirkt habe, und erst kürzlich in Berlin, als ich dort den Ro-

dolfo und er den Lenski sang. Dass ich jetzt sein Werther in Lyon bin, freut mich sehr! Das Casting hat sich allerdings rein zufällig ergeben. Ich habe die Partie vor kurzem zum ersten Mal in Moskau ausprobiert. Rolandos Produktion wird also meine zweite Interpretation sein. Werther ist für mich die richtige Rolle zum richtigen Zeitpunkt.

Hat man nicht ein mulmiges Gefühl, unter der szenischen Obhut eines Tenors zu stehen, der selbst in dieser Partie sehr erfolgreich ist?

Man spürt schon einen gewissen Erwartungsdruck. Es wird sehr viel Presse da sein, und Rolando hat natürlich eine große Fangemeinde. Klar wissen alle, dass er inszenieren und nicht singen wird, aber im Grunde genommen würden manche wohl schon lie-

„Bei meiner Stimme kenne ich keine Kompromisse.“

ber ihn als mich auf der Bühne sehen. Da muss ich drüber stehen. Ich bin dabei, mich sehr hart auf diese Premiere vorzubereiten und werde dem Publikum einen Werther präsentieren, der zwar anders als der von Rolando sein wird, die Menschen aber trotzdem – das hoffe ich zumindest – berühren wird. Ich bin davon überzeugt, dass wir ein tolles Team sein werden.

Wie wird Villazón den Werther szenisch umsetzen?

Dazu darf ich jetzt leider noch nicht viel sagen. Nur so viel: Es wird ein sehr leidenschaftlicher Werther sein, ein Gefühlsmensch, auch ein Mensch, der zwischen Intellekt und Irrationalem steht. Mich persönlich fasziniert immer wieder Goethes Werther. Er ist ja ein sehr positiver Mensch: Er liebt die Natur, die Kinder, die Poe-





sie und natürlich auf sehr unglückliche Art und Weise Charlotte. Ich sehe den Werther nicht als depressiven Menschen, er ist nur konsequent. Von dem Augenblick an, in dem er weiß, dass er sein Glück niemals finden wird, diese Leidenschaft zu Charlotte nicht leben darf, sagt er: „Das war's!“ Werther hat eine derart starke Persönlichkeit, dass ich sofort eine Gänsehaut bekomme, wenn ich an diese Figur denke.

Ihr großer Mentor ist ein anderer berühmter Tenor: Plácido Domingo.

In Mexiko-City hatte ich, damals noch als Bariton, die Chance, am Sivam-Programm für junge Künstler teilzunehmen, an dem übrigens auch Rolando Villazón teilgenommen hat. Sivam steht für Sociedad Internacional de Valores de Arte Mexicano und wird von Pepita Serrano, einer guten Freundin von Plácido Domingo, geleitet. Im Rahmen von Sivam wurde mir das „Domingo Scholarship“ angeboten, ein Stipendium, das es mir ermöglicht hat, mein Gesangsstudium fortzusetzen. Im Jahr 2000, als die jährliche Gala der Absolventen, bei der auch ich gesungen habe, vor der Tür stand, war auch Plácido selbst in Mexiko. Spontan meldete er sich an, um am Konzert teilzunehmen. Ich konnte es kaum fassen, war derart nervös, mit diesem Sänger, den ich so bewunderte, dessen Platten ich sammelte, auf der Bühne zu stehen, dass ich zwei Nächte nicht schlafen konnte. Nachdem ich mein Solo hinter mich gebracht hatte – ich sang Valentins „Avant de quitter ces lieux“ aus Gounods »Faust« – nahm mich Plácido zur Seite und sagte, er möchte nach dem Konzert mit mir reden. Beim Dinner plauderten wir mindestens eine Stunde mitein-

ander, er stellte Fragen, gab mir Ratschläge, und sagte zum Schluss: „Weißt du, Arturo, als ich in deinem Alter war, hat mein Bariton ähnlich geklungen; ich denke, du bist ein Tenor“. Natürlich hatte ich mir die Frage auch schon gestellt. Jeder junge Bariton möchte doch ein Tenor sein (lacht). Nein, im Ernst: Ich hatte mir selbst auch diese Gedanken gemacht, Plácidos Aussage aber hat diese Vorahnung felsenfest bestätigt.

Und es war die richtige Entscheidung. Unmittelbar nachdem ich den Wechsel vollzogen hatte, kamen die Angebote, die meine Karriere nachdrücklich beeinflusst haben: Roméo, Rodolfo, Pinkerton. Erst 2005 beim Operalia-Wettbewerb in Madrid, wo ich den Zarzuela- und den CulturArte-Preis gewann, hat mich Plácido zu ersten Mal als Tenor gehört. Wenig später hatte ich dann in Valencia das große Glück, mit ihm gemeinsam auf einer richtigen Opernbühne zu stehen: er als Cyrano de Bergerac und ich als sein unbeholfener Rivale Christian. Plácido ist ein wunderbarer Mentor. Ich habe ihm sehr viel zu verdanken.

Gab es einen Zeitraum, innerhalb dessen Sie sowohl Tenor- als auch Baritonrollen gesungen haben?

Ich habe am Anfang die Trennung nicht so sehr gemacht. Ich würde das heute aber keinem jungen Sänger empfehlen. Wie sagt man so schön: „Ich war jung und brauchte das Geld.“ Während meiner Anfänge als Tenor habe ich nebenbei noch den Guglielmo in »Così fan tutte« gesungen, »Carmina Burana«, Falke in der »Fledermaus« und Enrico in »Lucia di Lammermoor«. Das sind allerdings Partien, die von



der Tessitura her sehr tenoral angelegt sind. Ich stelle mir einfach vor, es seien Tenorrollen, und so tat ich mich nicht allzu schwer damit, kurz nach einem Tamino, meiner ersten richtigen Tenorpartie, auch wieder als Bariton auf der Bühne zu stehen.

Sie haben schon erwähnt, Oper sei in Ihrer Heimat in Nordmexiko so gut wie nicht existent. Wie und wann sind Sie zum ersten Mal in Berührung mit der Oper und dem Musiktheater gekommen?

Ich komme aus einer sehr musikalischen Familie. Die Tradition des Mariachi-Gesangs war bei uns allgegenwärtig. Meine Mutter war Pianistin. Sie hätte das Zeug dazu gehabt, eine große Karriere als Konzertpianistin zu machen, hat sich aber für die Familie entschieden. Mein Vater hat Gitarre gespielt und mein Onkel war ein professioneller Mariachi-Sänger. Diese Musik ist mir in die Wiege gelegt worden, und erstaunlicherweise hat sie mit der Oper sehr viel gemeinsam: Man singt ohne Mikrofon, greift auf eine ähnliche Technik zurück, und man singt unglaublich hoch (lacht). Meinen ersten Mariachi-Wettbewerb habe ich mit sieben Jahren gewonnen.

Sie haben an sehr vielen Wettbewerben teilgenommen. Wie wichtig sind diese „Wettsingen“ für junge Künstler?

Preise bei einem renommierten Wettbewerb sind besonders heute, im Zeitalter des digitalen Informationsflusses, ein wichtiger Bestandteil des Lebenslaufs eines Sängers. Sie sagen zwar nichts aus über die Stimmfarbe oder das Phrasierungsvermögen, die Sensibilität eines Sängers oder seine Bühnenpräsenz, ergeben aber beim „Googeln“ oder beim Durchstöbern von Wikipedia eine Information, deren Tragweite für einen Nachwuchskünstler nicht zu unterschätzen ist. Und natürlich sind Wettbewerbe eine inte-

ressante Plattform, auf der man sich Dirigenten, Intendanten oder einflussreichen Sängern präsentieren kann.

Fühlt man sich als Sänger durch die verstärkte Digitalisierung und Vernetzung nicht noch stärker der Öffentlichkeit ausgesetzt?

Der Druck ist schon größer geworden. Es vergeht keine einzige Vorstellung, in der man nicht den einen oder anderen Zuschauer im Publikum beobachtet, der mit der Kamera aufzeichnet. Diese Videoschnipsel findet man dann schnell bei Youtube wieder. Das ist schon ein Problem. Wenn Caruso früher einen schlechten Tag hatte, wussten das die 2000 Zuschauer im Saal. Erlaube ich mir heute einen Patzer, gehe ich das Risiko ein, dass es Millionen von Menschen im Netz mitbekommen. Dadurch kann man sehr schnell einen schlechten Ruf bekommen. Dennoch gehe ich davon aus, dass auch heute die Zuschauer immer noch wissen, dass Sänger auch nur Menschen sind. Das Netz hat nun einmal Vor- und Nachteile. Aber ich bin ein Optimist; und seien wir doch ehrlich: Das Internet hat uns so viele Möglichkeiten eröffnet! Ohne Computer könnte ich nicht mehr leben. Netzwerke wie Facebook oder Twitter helfen zudem uns Sängern, besser mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren.

Ein anderes Beispiel: Ich lebe gemeinsam mit meiner Frau in Boston. Sehr oft begleitet sie mich. Ist das nicht möglich, quatschen wir über eine Stunde über die Web-Cam. Das ist unser Deal... Wenn erst einmal Kinder da sind, werden solche digitalen Notlösungen zusätzlich an Bedeutung gewinnen. Das sind dann die kleinen Kompromisse, die man suchen und finden muss, um das Privatleben neben diesem fantastischen Beruf, der schon einiges an Opfern fordert, so schön wie möglich zu gestalten.

**Das Gespräch führte
Mark Fiedler.**